



unvermittelt vermittelt

Doris Titze

Zusammenfassung: Die Zeitschrift „Kunst & Therapie“ stellt für die Autorin eine Weggefährtin dar, in der kunsttherapeutische Erfahrungen mitgeteilt und geteilt werden. Doch wie kann Unmittelbares vermittelt werden? Diese Frage führt sie mitten in das Themenfeld der kunsttherapeutischen Lehre. Im Rückblick auf ihre langjährige Lehrtätigkeit stellt sie als zentrales Moment die Vermittlung einer Haltung heraus, für die sie als Lehrende modellhaft steht. Die Haltung veranschaulicht sie mit dem Bild einer Membran: Sie ist durchlässig für den Austausch zwischen Worten und Bildern sowie offen für das Wissen und die Erfahrungen anderer.

Schlüsselwörter: kunsttherapeutische Haltung – kunsttherapeutische Lehre – künstlerisch basierte Kunsttherapie – Vermittlung des Unmittelbaren – Zusammenspiel von Kunst und Therapie

28

direct input

Doris Titze

Summary: To the author, the *Art & Therapy* trade journal is a life's companion, relating and relaying art therapy experiences. But how to mediate the immediate? This question leads the author to the heart of the art therapy discipline. Reflecting back on her long teaching career, she pinpoints what she considers an exemplary instructor's model – the moment when an attitude is conveyed. Her equation for this attitude is a membrane, allowing the exchange between word and image to flow freely; permeable for the knowledge and experience of others.

Key words: art therapy approach – art therapy discipline – art-based art therapy – mediating the immediate - interplay between art and therapy

Die Zeitschrift „Kunst & Therapie“ trennt & verbindet beide Bestandteile der Kunsttherapie. Sie vermittelt ein Dazwischen und Darüberhinaus und informiert weitgreifend-umfassend über Kunsttherapie in ihrer Eigenständigkeit. Sie ist mir seit langem eine wichtige Weggefährtin: Die Themen sind auf einem hohen Niveau aktuell, übersichtlich und vielfältig. Es ist ein großer Gewinn, eine so sorgfältig und kompetent gestaltete Zeitschrift der eigenen Profession lesen und für die Lehre verwenden zu dürfen. Viele Beiträge treffen den Nerv derer, die gerade in die Praxis zu gehen begriffen sind oder, umgekehrt, ihre Praxiserfahrungen und theoretischen Überlegungen teilen möchten. Hier wären wir beim Thema des Vermittelns der kunsttherapeutischen Erfahrung. Wie vermittele ich das Unmittelbare? Es erscheint einfach, das theoretische Wissen didaktisch gut zu vermitteln. Schwieriger ist es hingegen, Aspekte der weniger greifbaren seelischen, künstlerischen und kunsttherapeutischen Prozesse reflektiert zu veranschaulichen. Ebenso bleibt es eine Herausforderung, die inzwischen gewachsene Verbindung von Kunst und Therapie immer wieder neu zu hinterfragen.

Im Zuge meiner Lehrtätigkeit wurde es mir mehr und mehr ein Anliegen, neben grundlegenden Themen meine eigene kunsttherapeutische Herangehensweise mitzuteilen. Zusätzlich zu verschiedenen Methoden und Erkenntnissen kunsttherapeutischer Arbeit bezog ich mich daher zunehmend auch auf die Prozesse meiner eigenen künstlerischen Erfahrung, anhand derer ich Bezüge zur therapeutischen Herangehensweise zu erschließen versuchte. Was KunsttherapeutInnen, die ebenfalls eine künstlerische Basis hatten, selbstverständlich erschien, wirkte auf KunsttherapeutInnen anderer Herkunft manchmal fremd: Hier musste ich Worte und Beschreibungen finden, diese mir selbstverständlichen Prozesse zu übersetzen. Umgekehrt lernte ich von denen, die andere (kunst-) therapeutische Ansätze vertraten als ich, und machte mich mit ihren Begrifflichkeiten vertraut. So begann ein fruchtbarer Dialog, der bis heute andauert.

29

Indem ich mich weiter auf die Arbeit mit nonverbalen Aspekten konzentrierte, erweiterte sich auch meine Vermittlungstätigkeit. Dabei begleitete mich stets das Thema der ursprünglichen Verwobenheit künstlerischer und therapeutischer Prozesse. Und es erscheint mir, gegen Ende meiner Lehrtätigkeit, wieder sehr wichtig. Neben den Parallelen und Unterschieden beider Prozesse besteht für mich die eigentliche Herausforderung in der kunsttherapeutischen Lehre in der Frage: Wie vermittele ich eine kunsttherapeutische Haltung? Dies führt zu weiteren Überlegungen: Wie kann ich Ungreifbares greifbar machen? Wie kann ich eine individuelle, authentische Herangehensweise fördern und zugleich eine allgemeine, methodische Kompetenz vermitteln? Wie kann ich Bilder in Sprache fassen, ohne ihre ursprünglichen Qualitäten zu leugnen? Wie kann ich die Wirkung der Kunst in der Therapie wissenschaftlich erforschen und ihr die Ergebnisse wieder zuführen? Wie kann ich eine künstlerisch basierte Kunsttherapie verdeutlichen und klare Arbeitshaltungen vermitteln, ohne Schemata zu erzeugen oder die Vielfalt der Arbeit zu reduzieren? Wie kann ich Übungen entwickeln, die verständlich, nachvollziehbar und erlernbar sind, ohne Rezepte zu verabreichen? Wie kann ich Offenheit und Flexibilität stützen, ohne Beliebigkeit zu erzeugen? Wie kann ich theoretische Erkenntnisse kreativer Prozesse in die Praxis übertragen, ohne diese zu irritieren?

Die Fragen innerhalb der Lehrtätigkeit wurden nicht geringer, aber gezielter. Erwachsene Menschen, die einen eigenen künstlerischen Weg beschritten haben, möchten eine Erweiterung und/ oder Veränderung ihres Basisberufes durch den Aufbaustudiengang; bereits tätige (Kunst-) TherapeutInnen wollen in Seminaren ihren Beruf vertiefen und bereichern. Die künstlerisch basierten KunsttherapeutInnen bewohnen eine gemeinsame Ausgangssprache, die, bei aller Diversität, aus einem anderen Modus als dem Verbalen schöpft. Dieser Modus wiederum muss jenen TherapeutInnen nahegebracht werden, die nur eine verbale Sprache mit Erkenntnis und Bewusstsein gleichsetzen. Und umgekehrt. Es gilt also weiterhin, eine Kommunikation zu erarbeiten, die sowohl im Bereich der Kunst als auch im therapeutischen Umfeld verstanden wird. Hier ist zu überprüfen, inwieweit die künstlerischen Inhalte mit klinischen Strukturen und Klassifizierungen vereinbar sind: Während sinnvolle Kategorien helfen, Krankheitsbilder zu definieren und einzuschätzen, können rigide (Begriffs-) Strukturen verhindern, neue Wege einzuschlagen und festgesetzte Grenzen zu überwinden. Was geschieht mit der Qualität der Kunst, wenn sie für therapeutische Prozesse genutzt und in Kategorien eingepasst sowie Begriffen zugeordnet wird? Wird ein weicher, formbarer Kern in harte Schalen gepresst? Oder behält das künstlerische Schaffen seine subversive Kraft auch im Klinikalltag? Darf sie dies überhaupt oder wirkt Ihre Vielschichtigkeit kontraproduktiv und erzeugt neues Leid? Wo sollte sie, wenn, in Grenzen verwiesen werden? Wie können diagnoseübergreifende, künstlerische Qualitäten Krankheitskategorien überwinden? Sind KünstlerInnen nicht sowieso ‚gestört‘ und nur damit beschäftigt, sich selbst zu heilen? Wieso ist das hartnäckige Klischee ‚Genie und Wahnsinn‘ nicht längst überwunden? Wie gestalten sich inzwischen die Gemeinsamkeiten?

30

Die Vermittlung des Unmittelbaren und oft Unvermittelbaren des Seelischen bedarf der Worte und Bilder: In der (Kunst-) Therapie und in der Lehre. Die Kunsttherapie ist durch ein sinnliches, ganzheitliches Erleben und eine integrative Kommunikation von Bild und Sprache definiert. Auch (und gerade) künstlerische Arbeit erfordert Disziplin und stete Übung und folgt ästhetischen Gesetzen. So, wie künstlerisches Schaffen eine Eigenstrukturierung unterstützen kann, kann es auch entgrenzen. Therapeutische Arbeit ist ebenfalls ein kreativer Prozess auf der Basis wissenschaftlicher Erkenntnisse. Neue Methoden verengen oder erweitern kunsttherapeutische Arbeit. (Bild-) Sprachen können auch verschleiern oder irritieren: Daher bedarf es einer steten Reflexion in der Vermittlung zwischen ästhetischer und therapeutischer Sprache, zwischen reflektierter Begriffsdefinition und spontanem Bildausdruck sowie zwischen bildlosen Worten und ästhetischer Analyse.

Die Sprachen Babylons zusammenzuführen ist, unter anderem, die Aufgabe der Kunst. Dort, wo die verbale Sprache (sich) verwirrt und wo Sprache nicht (mehr) ausreicht, setzt das Bildnerische ein, aber nicht als Ersatz, sondern als Ergänzung und Bereicherung. Es geht um das lebendige Zusammenspiel von Kunst und Therapie sowie von Bild und Sprache, auch im übertragenen Sinne und in einer Erweiterung künstlerischer Medien im therapeutischen Zusammenhang. Denn Bilder setzen Worte und Begriffe erst in die Welt: Unsere Sprache, die Zeichen, die Schrift und auch unser Denken sind bildhaft. Harald Haarmann betont, dass man in allen Kulturen zunächst Bilder und Zeichen gefunden hatte, die sprachunabhängig Begriffe und Gegenstände verkörperten (vgl. Haarmann, 2007:

71). Der Ägyptologe Jan Assmann definiert die Hieroglyphen als „die Urbilder der Dinge, die die Gesamtheit der Wirklichkeit ausmachen“ (Assmann, 2003: 170): „Thot, der Gott der Schrift, musste sie nur finden, nicht erfinden. Sie [die Schrift] war schon in der Struktur der Wirklichkeit angelegt“ (ebd.: 170). – Zeichen und Begriffe scheinen also schon vor uns in der Welt zu sein.

In der Kunsttherapie verbinden sich therapeutische Inhalte mit formalen Betrachtungsweisen: Zu therapeutischen Gesprächen, die psychodynamische Verläufe kennzeichnen und Metaphern entwerfen, entstehen greifbare, nachvollziehbare Bilder. Ein Inneres wird nach außen gekehrt und für alle BetrachterInnen sichtbar, die wiederum ihren je individuellen (professionellen) Blick darauf werfen und verinnerlichen. In der Fortbildung ist es wichtig, dass die TeilnehmerInnen bereits im Vorfeld erfahren, welche Themen und Methoden sie erwarten. Innerhalb der vorab geklärten Strukturen kann in Seminaren wiederum spontan auf die jeweiligen TeilnehmerInnen und ihre Gestaltungen reagiert werden, um eine kunsttherapeutische Anwendung zu veranschaulichen. Theoretische Grundlagen und Vertiefungen sind unabdingbar und praxisnah, einschließlich der reflektierenden Supervision der praktischen kunsttherapeutischen Tätigkeit. Dies ist, altbekannt und immer wieder neu zugleich, den Curricula aller seriösen Aus- und Weiterbildungen eingeschrieben, die hier nicht erneut aufgerollt werden sollen.

KünstlerInnen sind es gewohnt, eigene Bilder zu formulieren sowie Erfahrungen von Krisen und Blockaden zu überwinden; gleichzeitig wissen sie um das Glücksgefühl, das kreativ-fordernde Arbeit schaffen kann. Diese Erfahrung ist ein wesentlicher Baustein kunsttherapeutischer Arbeit. Umgekehrt sind die Kenntnisse um seelische Zustände sowie psychologisch-medizinisches Wissen notwendige Voraussetzungen für verantwortungsvolle und achtsame therapeutische Arbeit. Die Idee der KunstTherapie als einem gemeinsamen Ort für Kunst und Therapie ist nach wie vor ein schöner Ausblick. William Kentridge als einer der Künstler, die ‚zwischen den Welten‘ wandern, vertritt wesentlich eine integrative Weltsicht. Er weiß um die Überlegung des ‚weder – noch‘ anstelle des ‚sowohl – als auch‘, die auch die Kunsttherapie allzu oft heimsucht. In einem Gespräch mit Angela Breidbach äußert er sich folgendermaßen: „Ich dachte: ‚Wenn ich Künstler sein will, muss ich ein richtiger Künstler sein. Wenn ich zum Theater will, muss ich lernen, ein richtiger Schauspieler zu werden.‘ Ich hatte das Gefühl [...], dass, wenn ich beides täte, ich für immer ein Dilettant bleiben würde. [...] Ich habe ungefähr zwei Jahre gebraucht, bis ich begriff, wie völlig falsch das war“ (Posthofen, 2005: 12).

Viele Begrifflichkeiten der Kunsttherapie verorten sich in unterschiedlichen Herkunftsfeldern. Die Sprache, die wir untereinander sprechen, bleibt teilweise unvertraut, weil wir, bei aller Übereinstimmung, die Worte oft anders konnotieren. Doch wir arbeiten mit dem Bild und mit der Sprache, weil beide zusammen gehören, und es bleibt daher wichtig, die Begriffe immer wieder neu zu definieren sowie auch die Sprache des Bildes weiterhin zu hinterfragen, um sie gemeinsam nutzen zu können. Auch in einem Bild, welches sich der Mensch selbst als ein Gegenüber erschafft, vereinen sich Fremdes und Vertrautes, wie es Philipp Soldt vermittelt: „Dass nämlich aus Sicht einer psychoanalytischen Ästhetik von der kunstästhetischen Erfahrung eines Bildes dann die Rede sein kann, wenn wir es nicht

bloß kraft unserer Imagination aus seiner Fläche heraustreten lassen, es animieren, sondern es auch zulassen, dass es sich uns entzieht – fremd, flach, stumm und blind wird“ (Soldt, 2009: 150).

Empathie bleibt eine Gefühlsansteckung, sofern wir nicht uns selbst gewahr werden. In der Verbindung von Kunst und Therapie sollten wir stets das zunächst Fremde anerkennen, um es schließlich zu einem Eigenen, der Kunsttherapie, zu wandeln. Erst eine Differenzierung und Abgrenzung erlaubt eine Annäherung und Vertrautheit. Noch haben beide Welten nicht zueinander gefunden. Oder ist es so, dass beide Teile aktuell wieder auseinander driften, obwohl sie sich schon einmal näher standen? Die Zeitschrift „Kunst & Therapie“ trennt & verbindet beide Begriffe: Kunsttherapie als ein sichtbar gemachtes Nachdenken. Angela Breidbach beschreibt in dem o.g. Gespräch William Kentridges Zeichnungen als ein „sichtbar gemachtes Nachdenken“ (Posthofen, 2005: 6). Und er selbst meint: „Hat man eine Zeichnung erst einmal begonnen, gibt es ein Gespräch zwischen dem, was darin erscheint, und dem, wovon man sich vorstellt, dass es erscheinen wird. Die Zeichnung wird zu einer Membran zwischen der Welt und einem selbst.“ (vgl. Herzogenrath / McIlleron, 2016).

32 Während des Gestaltungsprozesses befinden sich innere und äußere Bilder in einem fortwährenden Dialog und beeinflussen sich gegenseitig. Auch Worte und Bilder bewohnen den Raum des lebendigen Zusammenspiels von Kunst und Therapie in einer steten Übersetzungstätigkeit, Entwicklung und Neuerschaffung. Wenn ich kunsttherapeutische Arbeit vermittele, muss ich in beiden Welten zuhause sein, durchlässig wie eine Membran für das Wissen und die Erfahrungen anderer und doch greifbar und angreifbar als eigene Person. Diese Haltung möchte ich vermitteln.

Literatur

Assmann, Jan (2003). *Schöpfungsmythen und Kreativitätskonzepte im Alten Ägypten*. <http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/volltexte/2003/3404/pdf/HD9.pdf//ebd>.

Posthofen, Christian (Hrsg.) (2005). William Kentridge. *Gespräche mit Angela Breidbach. Thinking Aloud*. Köln: Walther König.

Haarmann, Harald (2007). *Geschichte der Schrift*. 3. Aufl. (1. Aufl. 2002). München: C. H. Beck oHG.

Herzogenrath, Wulf / McIlleron, Anne (Hrsg.) (2016). *William Kentridge: No, it is*. Unter Mitwirkung von Angela Breidbach. Köln: Walther König (zitiert nach Ausstellungsflyer: NO, IT IS! Martin-Gropius-Bau Berlin, 12. Mai bis 21. August 2016).

Soldt, Philipp (2009): *Die Subjektivität der Bilder. Eine empirische Untersuchung zur Psychodynamik kunst-ästhetischer Erfahrungen*. S. 129-153 in: Soldt, Philipp / Nitzschmann, Karin (Hrsg.). *Arbeit der Bilder. Die Präsenz des Bildes im Dialog zwischen Psychoanalyse, Philosophie und Kunstwissenschaft*. Gießen: Verlag.

Kontakt: Doris Titze
titze@hfbk-dresden.de